

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ich bedaure, Jost, daß ich dich herbemühen mußte,“ sagte der Herzog. „Aber die Verhandlung hat endgültig gar keinen Zweck, wenn deine Entscheidung aussteht. Um was es sich handelt, weißt du. Das Hausgesetz ist nur durch einen Willensakt des Kaisers zu ändern. Da ihr keine Blutsverwandten besitzt, deren Erbberechtigung mitsprechen könnte, so sind juristische Bedenken ausgeschlossen. Ich bin bereit, ein Immediatgesuch an Majestät zu unterbreiten, wenn du dich damit einverstanden erklärst. Das aber muß ich wissen. Ich könnte, da du noch minorenn bist, als dein Vormund meine Stimme in die Waagschale werfen. Das tu ich absichtlich nicht. Du bist reif genug, selbst zu überlegen, was du in diesem Falle für gut und richtig hältst.“

Jost stand am Tische dem Herzog gegenüber. Nur ein rascher Blick streifte Volko, der totenbleich war und mechanisch eine Zigarette zerkümmelte. Was war auch Jost; aber in seinen Zügen stand doch ein fester Entschluß. Er schob seinen Arm unter den Beltens und zog diesen näher an sich heran.

„Ich habe eine Bitte an dich, Onkel,“ sagte er. „Bin ich der, der ich bin, und wurde kein anderer unter dem Druck der Verhältnisse, so verdanke ich das diesem allein. Beltens ist nicht nur mein Lehrer, mein Arzt, mein Freund: er ist ein Stück von mir. Ich bitte dich, laß ihn zuerst sprechen.“

Beltens atmete schwer auf und senkte die Augen. Er erwiderte nichts; aber Jost spürte, daß sein Arm mit leisem Druck fester umfaßt wurde. Es war wie ein stummer Dank.

„Kinderei!“ rief Volko; sein Blick bligte zu Jost herüber. „Mußt du einen Vormund haben, Jost — da steht der Onkel! Ich protestiere gegen jede Beeinflussung.“

„Pardon, Volko...“ und der Herzog rückte an seinem Stuhl und setzte sich fester; er lehnte den Oberkörper zurück; die buschigen Brauen hingen tief über die Augen; er laute an seinem Schnurrbart... „Pardon, Volko: von einer Beeinflussung kann keine Rede sein. Ich sehe auch nicht ein, warum wir der Bitte Josts nicht nachgeben sollen.“

„Onkel, ich habe wahrlich nichts gegen Herrn Beltens. Aber ich habe seinen Äußerungen von vorhin entnehmen können, daß seine Ansichten im Prinzip den meinen widersprechen. Und Jost ist noch zu jung —“

„Um sich ein selbständiges Urteil bilden zu können,“ fiel dieser ein. „Das wolltest du doch sagen, Volko? Du bist unüberlegt. Du kannst dir denken, daß wir, Beltens und ich, oft genug miteinander über deine Angelegenheit gesprochen haben. Wenn ich Beeinflussungen zugänglich wäre, hätten sie mich längst bestimmen müssen.“

„Nach, was du willst,“ entgegnete Volko grollend. Er

warf sich in einen Sessel, schlug die Beine übereinander und winkte mit der Hand zu Beltens hinüber. „Bitte, Herr Beltens, halten Sie die gewünschte Rede! Sie haben mir zwar schon zu beweisen versucht, daß ich im Unrecht sei — aber es soll mir auf eine Wiederholung nicht ankommen.“

Der Kandidat neigte ein wenig den blonden Kopf auf die Brust; er antwortete nicht sogleich. Noch immer stand er Arm in Arm mit Jost; er überragte ihn sichtlich; die beiden hätten Vater und Sohn sein können. Dann schaute Beltens auf, und ein frostiger Blick traf Volko.

„Es ist richtig, Durchlaucht: ich habe versucht, Ihnen klar zu machen, daß Sie durch Ihre Heirat unbedingt Ihre Erbberechtigung verlieren müssen, wenn Prinz Jost nicht einer Einigung zustimmt. Aber ich habe keineswegs gesagt, was Durchlaucht zu glauben scheinen: daß ich eine solche Einigung für nicht wünschenswert halte... wenigstens Ihnen gegenüber, Durchlaucht, habe ich mich in diesem Sinne nicht ausgesprochen.“

Volko fuhr mit hastiger Bewegung empor, und ein dunkles Rot quoll in seinen Wangen auf. Das war ja eine neue Hoffnung! — „Wie soll ich das verstehen, Herr Beltens?“ stieß er erregt hervor. „Sind Sie der Ansicht, daß Jost gut täte, wenn er sein Agnatenrecht aufgäbe?“

Der Herzog hatte seinen Stuhl abermals gewendet, so daß er Beltens unmittelbar vor sich hatte; ein unverhohenes Erstaunen lag auf seinem durcharbeiteten Gesicht. Und auch über die weichen Züge Josts ging etwas wie ein leichtes Staunen; sein Arm suchte in dem Beltens — das sah der Herzog. Der Alte stützte den Kopf in die Hand und seufzte. Aber keiner von denen um ihn hätte dies Aufseufzen deuten können.

„Ja, Durchlaucht,“ erwiderte Beltens ruhig, „ich bin der Ansicht, daß man alles tun müßte, Ihnen nach Ihrer Verheiratung die volle Erbberechtigung zu erhalten.“

Nun sprang Volko auf. „Herr Beltens, rief er, „ich — ich kann Ihnen nur aufrichtig dankbar sein für Ihr offenes Wort! Ich gestehe zu, daß ich Sie vorhin total mißverstanden habe... Jost — und nun du! Du hast gehört, wie sich dein Lehrer und Freund geäußert hat! Sag deine Meinung! Ich bin auf deinen Widerstand gefaßt — aber klar werden müßten wir uns, sonst — sonst brech' ich zusammen! Herrgott, ich fiebre vor Nervosität — ich will endlich wissen, woran ich bin!“

„Ich bin durchaus der Ansicht Beltens,“ sagte Jost mit sanfter Stimme, „und werde deiner Heirat keine Schwierigkeiten in den Weg legen.“

Mit einem Ruck stand der Herzog auf. Man sah es ihm an: er wollte sprechen. Aber er schwieg, als Volko plötzlich im Sessel zusammenbrach und, die Hände vor dem Antlitz, laut schluchzte. Er schwieg. Er biß die Lippen zusammen und schritt an Volko vorüber zum Fenster. Er lehnte sich weit hinaus. Ein weißer Wolkenkranz hatte sich um die Sonne geschart, rot verbräunt und wie golden gestraut. Dunklere Wollen rückten näher. Der Wind war stärker geworden

und zerkaufte den Hornwipfel; Blätter und kleine Aeste flogen umher.

„Verzeiht,“ sagte Volko und richtete sich wieder auf, „ich bin in der Tat sehr — sehr nervös geworden. Es stand so viel auf dem Spiel — mein ganzes Lebensglück...“ Er fuhr über die Augen, sprang empor und stretzte Jost und Belten die Hände entgegen, mit herzlichster Bewegung, an der nichts gemacht war. . . . „Jost, ich danke dir — und auch Ihnen, Belten — beiden, beiden aus tiefster Seele! Und du, Jost, höre . . . Onkel, höre mich an: das schwöre ich euch, das vergess' ich euch nicht! Das vergess' ich euch nie . . . ach — habt ihr mich glücklich gemacht! Wenn ihr Lisian erst kennen lernt, werdet auch ihr empfinden, wie wert sie ist, unsern Namen zu tragen. Und nun sich auch äußerlich unsere Verhältnisse von Grund aus umgestalten, sollt ihr einmal sehen, wie es mein Bestreben sein wird, der Krone der Gotterneggs den alten Glanz wiederzugeben — nicht nur den Glanz des Goldes — nein, Onkel, ich weiß, der tut's nicht allein; auch an dem Adel meiner Gesinnung sollst du nicht zweifeln!“

Der Herzog stand noch am Fenster. Er wandte sich um und sagte: „Das ist ein Wort, das wohl tut, Volko.“ sagte er. „Ich hoffe, es wird sich nie Gelegenheit finden, dich daran erinnern zu müssen. Ich bin kein Verächter des Geldes; ich unterschreibe das törichte Wort auch nicht, daß unfres Adels Stärke in seiner Armut liege. Aber immer gibt der Besitz nur Macht, wenn er sich mit Ehrlichkeit paart: nicht jener selbstverständlichen, die der gewöhnliche Anstand erfordert, sondern der absoluten, großen, umfassenden, der verpflichtenden Ehrlichkeit, die auch dem Reichtum seinen materialistischen Beigeschmack nimmt. Du wirst nun reich, Volko. Ich gratuliere dir dazu. Aber ich wünsche dir eins. Ich wünsche dir keine Sorgenlosigkeit des Glücks, denn das ist der Ursprung der Selbstsucht und die Schwelle zum Unglück. Es gibt kein Glück, das tiefe Spuren zurückläßt, wenn es sich nicht zuweilen mit der Sorge paart. Und dann ist die Sorge nicht die graue Frau, die den Suchenden blind macht, sondern die treue Freundin, die unser Herz durchpflügt, um es zur Empfänglichkeit vorzubereiten. Gib mir die Hand, Volko.“

Er drückte stark die Rechte des jungen Fürsten, der sich in der Wallung des Augenblicks tief neigte und die Hand des Alten küßte. Als Jost das sah, war ihm, als springe eine Kette von seiner Seele und als dürfe er freier atmen. Es drängte ihn, sich dem Bruder an die Brust zu werfen; aber bei seiner unwillkürlichen Bewegung fühlte er wieder, wie Belten sacht seinen Arm drückte. Und er sah auch, daß Belten's Gesicht unbeweglich war wie vorher und sein Auge voll kalter Ruhe. Da blieb er stehen und rührte sich nicht; von neuem stieg der Zweifel in ihm auf, und über das lichte Sonnenblitzen in seinem Innern zog wieder düstiges Gewölk. Es wollte nicht klar werden in ihm.

Der Herzog packte mit rascher Hand seine Papiere zusammen. „Sela,“ sagte er, „ich werde meinen Anwalt benachrichtigen und bringe ihn dieser Tage mit, damit dein Einverständnis in juristische Form gekleidet werden kann, Jost. Und nun genug des Geschäftlichen...“ Er betonte das letzte Wort. Volko bat, der Onkel möge zum Mittag bleiben; aber der Herzog dankte. Er hatte es plötzlich eilig. Er schrie aus dem Fenster nach Bozenhardt, dem Kutscher. „Wenn der Lämmel nicht seine Vokabeln kann, verwirf ich ihn,“ knurrte er; dabei glitt ein Schmunzeln um seinen Mund. „Herr von Belten, ein neues Mittel gegen die Trunksucht. Bozenhardt ist eine urgetreue Seele. Aber um jedwede Quartalswende besäuft sich das Ungetüm. Nichts half dagegen: kein Donnerwetter, kein Moralisieren, auch kein Jagdhieb. Jetzt habe ich eine bessere Strafe. Ich lasse ihn lateinische Vokabeln lernen. Da krümmt er sich, da wird er ganz klein; das ist wie ein Schmoren im Fegeseuer. Kinder, seht nach, ob der Bozenhardt vorsfährt...“ Und während Volko und Jost daboneilten, nahm der Herzog Belten am Arm und ging mit ihm auf und ab. „Sie haben die Entscheidung gegeben, Herr von Belten; fiel sie Ihnen schwer?“

„Ja, Durchlaucht.“

„Ich dachte es mir. Aber sie konnte nicht anders sein. Der Leichtsinrige hat sich dem Dollarmann gegenüber mit seinem Worte verpfändet. Belten, wenn ich nur wüßte, ob der Goldregen auf fruchtbaren Boden fallen wird! Wer kann in die Zukunft schauen?! Wär' Volko ein anderer und Jost gesünder, mir wäre nicht bange um die Gotterneggs.“

Aber daß von den beiden Letzten des Geschlechts der eine ein blasser Stillfiser und der andre ein verdammtiger Lieberjan, das tut mir weh. Es betrübt immer, wenn man einen schönen alten Baum absterben sieht.“

„Besser, er geht ein, Durchlaucht, als daß der Raupenfraß ihn seines Schmuckes entkleidet. Was täte es, fiele die Fürstenkrone vom Wappen der Gotterneggs?! Mein blasser Stillfiser ist für eine andre Krone geboren, und wer weiß, ob die aus dem amerikanischen Blut sie einst mit Würde zu tragen verstehen. Sterben ist nur ein Wort, und der Tod nichts als ein Uebergang. Auch für unsre alten Geschlechter, die an der Armut sterben, auch für sie. Was hindert sie, dem schrecklichen Nichts zuvorzukommen und den Uebergang zu neuem Sein und Werden zu suchen? Krone und Adel abzulegen, damit sie in frischer Erde neue Furchen ziehen können und aus der Niederung wieder ein Stamm erwachse, mit festeren Wurzeln als zuvor? . . . Durchlaucht, ich will Ihnen ein Geständnis machen. Wäre der Fürst in einer Stunde des Leichtsinnes nicht eine Verpflichtung eingegangen, die seine Ehre berührt, und hätten Sie mich gefragt: wie ist Ihre Meinung, Belten? dann würde ich Ihnen geantwortet haben: es kann nur zum Heile dieses Hauses sein, wenn die Fürstenwürde fällt, wenn man mit dem Schwamm der Vergessenheit eine Glorie löscht, die keine mehr ist. Ja, Durchlaucht, wäre das Hausrecht unantastbar auch dem Königswillen gegenüber und Fürst Volko hätte sich fügen müssen — ich würde alles getan haben, was in meiner Macht steht, Jost von der Nachfolge zu befreien. Und ich sage Ihnen: er hätte mir nachgegeben.“

„Es mag sein, Belten, es mag sein. Was aus Ihnen spricht, ich weiß es, das ist nicht das demokratische Gewissen, es ist die klingende Stimme der Vernunft, die nach dem Arzt ruft, wenn sich die Krisis meldet. Aber der Aberglaube ist ein Bruder der Tradition. Man ruft nicht nach dem Arzt, man behilft sich mit Hausmitteln. Es ist das alte Hausmittel verarmter Geschlechter: die Transfusion des Goldes. Doch nicht das Gold macht das verdorbene Blut wieder gesund, sondern nur das Eisen der Arbeit. Das haben auch Sie gesucht...“ Er blieb stehen; seine braun gebrannten Finger zerwirbelten die Spizenfäden seines grauen Vadenbarts. . . . „Ich kenne Ihre Geschichte. Die Belten's waren Ugrafen im Cleveschen; sie hatten Sie und Stimme im alten Reichstag, sie sprachen mit bei der Königswahl, sie saßen auf der Grafenbank; ein Dynastenhaus ist ihnen entsprossen. Aber die Zeit nergagt auch den Purpur. Sie sind der Letzte geblieben. Aus den Grafen wurden Freiherrn, und Ihnen wurde auch der Freiherrntitel zu viel. Ich glaube, daß ich in Ihrer Seele lesen kann. Der letzte Belten wollte ein frisches Reis pflanzen auf den sterbenden Stamm: da schnitten Sie ab, was die Triebkraft hindern konnte... Aber, Belten, es fiel Reis auf den junden Trieb. Es war keine glückliche Stunde, die Sie nach Gotternegg führte...“

(Fortsetzung folgt.)

### Bleibe im Lande.

Von Adolf Stark.

(Nachdruck verboten.)

„Was, ins Ausland willst du gehen, um dort zu studieren? Nein, mein lieber Sascha, daraus wird nichts, dazu gebe ich nie meine Einwilligung!“

Und noch dazu nach Deutschland! Und zu Studienzwecken! Sascha, Sascha, du siehst mich tief besorgt und bestimmet. Als wir Alten in euren Jahren waren, da lodte uns vom Ausland höchstens Paris und Monte Carlo. Und das wahrhaftig nicht zu Studienzwecken. Aber die Zeiten haben sich geändert. Leider. Glaube mir, Sascha, es ist nur Verblendung, wenn ihr über die Grenze schielt und alles da draußen besser findet, als in unserem heiligen Rußland und glaubt, ihr könntet dort etwas lernen und dann bei uns, Gott behüte, reformieren. Laß dir zur Warnung die Geschichte des Fedor Michaelowitsch erzählen. Erinnerst du dich noch an ihn? Er war einmal bei uns zu Besuch und brachte dir einen Kasten komischer Spielsachen und der Mutter eine ganze Schachtel voll wunderschöner Amethyste. Der arme Teufel, er wollte, ich sollte mich seiner annehmen. Ich habe mich aber wohl gehütet. Ich war froh, daß niemand wußte, ich sei mit Fedor Michaelowitsch verwaand. Und man gar noch mich für ihn einsehen, für einen Menschen, der — — nun, du wirst ja hören. Und hoffentlich ziehst du daraus deine Schlüsse. Der Michaelowitsch war ein Narr, das ist meine feste Ueberzeugung. Wenn ein Mensch, der vom Vater ein hübsches Vermögen geerbt hat, der die besten Verbindungen

und Konnexionen hat, und dabei ein leidlich hübscher Bursche ist, anstatt sein Leben zu genießen oder sich irgendwo ein warmes Plätzchen zu bereiten, studiert und immer studiert und alle möglichen Bücher liest, die andere Narren geschrieben haben, und dann gar nach Deutschland reist, weil es dort noch mehr zu lernen gibt, ich bitte dich, ist ein solcher Mensch nicht übergefchnappt? Wenn er noch die Absicht gehabt hätte, Univeritätsprofessor oder so was zu werden. Gut, die Leute müssen studieren, das gehört zu ihrem Geschäft. Aber er war fest entschlossen, in Staatsdienste zu treten. Und während er studierte, kamen ihm hundert andere zuvor, er entfremdete sich durch sein Fernsein die einflussreichen Bekannten und verlor seine Konnexionen. Ich bitte dich, wo steckt da die Vernunft?

Doch das nur nebenbei. Damals saß in Petersburg gerade ein Minister, der auch im Auslande gewesen war und mit uns reformieren wollte. Solche Minister, lieber Sascha, kommen regelmäßig wieder, wie die Schaltjahre. Du wirst das noch erleben, wenn du, so wie ich, deine zwanzig Dienstjahre hinter dir hast, und wirst erkennen lernen, daß dies Reformieren von hoher Stelle her ganz ungefährlich und harmlos ist. Schließlich ist es ja doch nur für die Zeitungen berechnet und —

Doch das gehört nicht hierher. Genug, was sich für einen schickt, schickt sich nicht für den andern, und wodurch große Herren berührt werden und Orden und Auszeichnungen bekommen, das bricht einem Kleinen das Genick. Den Grundsatz merke dir. Feodor Michaelowitsch hat ihn nicht gekannt oder nicht beachtet und er mußte es büßen.

Also, wie gesagt, er studierte und ging ins Ausland und schrieb sogar ein Buch darüber, wie man es bei uns anders und besser machen sollte. Der Herr Minister bekam das Buch zu Gesicht, ließ den Feodor Michaelowitsch kommen, belobte ihn und er erhielt einen guten, einen sehr guten Posten.

So weit wäre ja alles recht und richtig gewesen. Aber nun beginnt das Trauerspiel. Feodor wurde überall von seinen Vorgesetzten und Kollegen sehr freundlich empfangen. Alle hielten ihn für einen strebsamen Menschen, der freilich einen etwas außergewöhnlichen Weg gewählt hatte, um Karriere zu machen, aber schließlich ist doch die Hauptsache, daß man seinen Zweck erreicht.

Möchtest du es glauben, der Unglücksmensch versündete sich in wenigen Monaten mit Hoch und Niedrig. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, seine Ideen wirklich durchzusetzen. Und weil die andern sich natürlich dagegen wehren, daß er das Alte und Gute, Erprobte und Hergebrachte abschaffe, schäumte er vor Wut und schämte sich nicht, zu denunzieren und zu behaupten, es herrsche Korruption und Bestechlichkeit. Jawohl, so redete er. Und nicht etwa im vertrauten Kreise, wo es ja weiter nichts zu sagen gehabt hätte, sondern sogar öffentlich. Und als der Chef ihn kommen ließ, um ihn zur Rede zu stellen, wiederholte er ihm ins Gesicht hinein die Beschuldigung.

Sergei Alexandrowitsch — so hieß sein Chef — war ein alter Praktikus und wußte, wie man solche Burschen zu behandeln habe. Ich weiß nicht, was zwischen ihnen gesprochen wurde, aber in den nächsten Tagen wurde Feodor Michaelowitsch in ein anderes Ressort versetzt und zwar in das beste und einträglichste: Vergabung der Staatslieferungen. Er trug nun die Nase doppelt hoch und machte allerhand Andeutungen, er wolle den Aukastfall austräumen und er werde der Korruption schon steuern und noch mehr dergleichen Unsinn. Ich versichere dich, in den Kreisen der Lieferanten war ein Schreden, wie wenn der Wolf in die Schafherde einbricht. Nur der alte Balin, der geriebenste und schlafendste von allen Lieferanten, lachte und sagte, ein jeder Fisch beiße an, wenn der Köder nur kräftig genug sei.

Damals war gerade eine große Lieferung ausgeschrieben. Ich weiß nicht, handelte es sich um Schuhe für die Armee oder um Tinte und Stahlfedern für die Kanzleien — oder; kurz, es war eine große Sache und Tausende waren zu verdienen. Auch Balin hatte seine Offerte eingebracht. Es ging hinauf zum Referenten, das war unser Feodor Michaelowitsch und sprach mit ihm, wie man so zu sprechen pflegt, und als er wegging, da ließ er auf dem Schreibtische ein Kuvert liegen, in dem waren zwei Stück funkelneue Tausendrubelnoten.

Das war ein gehobenes Fressen für den Reformator. Anstatt das Geld ruhig einzusteden, ließ er damit zu Sergei Alexandrowitsch und schlug einen großen Wärm, man habe ihn bestechen wollen. Der Alte strich sich über den Bart und lobte den Feodor Michaelowitsch und sagte, sie wollten beide zusammen zum Polizeimeister fahren und die Sache anzeigen, damit Balin verhaftet werde.

Sie führen auch wirklich hin, Feodor brachte seine Sache vor und verlangte die Verhaftung Balins. Der Polizeimeister aber erwiderte ihm: „Junger Mann, Sie müssen vorsichtiger sein mit Ihren Reden und es sich überlegen, ehe Sie einen angesehenen Bürger wie Balin beschuldigen. Die Sache liegt ganz anders. Vor einer Stunde war Balin hier und erstattete die Anzeige, daß er ein Kuvert mit 2000 Rubeln verloren habe. Offenbar ist es mit unter die Papiere gekommen, die er Ihnen brachte. Aber die Schlüsse, welche Sie daraus ziehen, sind falsch, ganz falsch. Denn sonst hätte doch Balin keine Anzeige erstattet über den Verlust.“

Unser Feodor mußte mit einer langen Nase abziehen. Der Alte hielt ihm eine Rede, in welcher er sich ein für allemal solche

Dinge verbat. Und das Schlimmste war, daß Balin ihn vor Gericht verklagte, wegen Beleidigung, und Feodor demütig um Verzeihung bitten mußte, um nicht verurteilt zu werden.

Es kam, wie es kommen mußte; er hatte sich unmdöglich gemacht und wurde wenige Wochen später in ein entferntes Gouvernement versetzt, wo er als Subalterner verbortete und verblümmerte. Alle Versuche, in die Höhe zu kommen, mißlangan. Wer begibt sich auch gerne in Gefahr, für einen solchen Menschen sich einzusetzen und selbst in den Verdacht zu kommen, seine Ideen zu teilen?

Was soll ich dir noch erzählen? Daß Balin bald darauf für seine Verdienste um den Staat als Lieferant einen hohen Orden bekam? Oder daß der Polizeimeister die Villa Balins vor der Stadt um einen Pappenstiel zu kaufen bekam, weil der andere erklärte, er habe den Besitz satt und wolle lieber in der Stadt wohnen?

Aber das alles gehört nicht hierher. Hauptsache ist, daß du aus der Geschichte deine Lehre ziehst. Bleibe im Lande und nähere dich — mi ja, nähere dich so, wie es eben bei uns üblich ist. Die Tradition ist heilig!“

## Genie, Talent und Vererbung.

Von Dr. phil. et med. Georg Sommer.\*)

Die Wahrscheinlichkeit, daß das Genie selbst sich vererbt, ist eine äußerst geringe; es tritt in den Geschlechterfolgen vereinzelt auf, wie jeder weiß. Man kann wohl auf den Gedanken kommen, Talente züchten zu wollen, das Genie kann man nicht züchten, es gibt keine genialen Familien, wie es wohl talentierte gibt. Wo — wie entsteht es? Wir antworten, durch eine glückliche Kombination passend dotierten väterlichen und mütterlichen Reimgutes.

Rob. Sommer, Gießen, hat in dieser Absicht die Goetheschen Ahnen in einer seltenen Vollständigkeit zusammengestellt und Gesichtspunkte gewonnen, die zu ähnlichen Forschungen unbedingt ermutigen. Wie in dem Elternpaar Bismarck zwei ganz verschiedene Lebenskreise sich berühren, der Beamtenstand, d. h. das gebildete, durch weitzurückreichende öffentliche Bistatthaltung charakterisierte Bürgertum und der Uradel, so sind die Eltern Goethes väterlicherseits aus dem Danververlande hervorgegangen, also einer Sphäre von konkreter Wirklichkeitsanschauung und nachhaltigster Ausarbeitung einzelner, wenn auch enger Vorlesungskreise, und mütterlicherseits, besonders durch die Großmutter Tertor, geb. Lindheimer aus dem höheren und gebildeten Bürgerstande, die, soweit sie den obersten Ahnenreihen angehören, von der Geistesbewegung der Reformationszeit berührt waren oder künstlerische Anlagen vermuten lassen, in den unteren, in verschiedener Weise an den intellektuellen und sittlichen Vorzügen ihrer Zeit nachweisbaren Anteil hatten.

Die ganz außerordentliche Steigerung der also im Ahnenreimgut erkennbaren Spuren goethischer Begabung in dem genialen Probanden würde denn etwa so erklärt werden können, daß eben in der Mischung eines so verschiedenartigen, wenn auch als einzelnes nicht hervorragenden Reimgutes die Möglichkeit einer so glücklichen Verschönerung aller, ja gänzlich unabwehrbaren Bedingungen für das Zustandekommen dieses Ausnahmefalles gegeben war und daß, vielleicht eben durch dieses, besonders passende Zusammenreffen, Vererbungswerte, die sich bei den Ahnen in gemäßigter und nicht ungewöhnlicher Ausprägung verstreut oder in Gruppen vorfinden, hier in gesteigerter Kraft, in besonders günstiger Grupierung auftreten.

Es kommt vor, daß ein Talent, wenigstens soviel man sehen kann, einem gänzlich unvorbereiteten Boden entspringt, soweit das Reimgut und nicht das Ueberlieferungs-gut in Betracht kommt. Ich greife eine Persönlichkeit heraus, die wie ein Genius der Anmut in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit ihren Liedern die Welt durchzog: Jennh Lind, dieses hochbegabte, wahrhaft edle Menschenkind, stammte von gänzlich kunstfremden, ja kunstfeindlichen Eltern geringen Standes. Das ist ein seltener Fall gegenüber von sehr vielen, in denen sich in der Abzweigung Hinweise auf die besondere feeltische Qualität des berühmten Deszendenten finden.

Es ist u. a. bemerkenswert, daß die Begabung der Familie Betcelio, deren Stern natürlich Lisiano ist, sich ebenso oft auf juristischem wie auf malerischem Gebiet äußert. Die zahlreichste Musikerfamilie ist die Bachs.

Aus diesem kräftigen Geschlechte, über das der 30jährige Krieg hinwegging, ohne es zu erschüttern, nennen die Musikerbiographien heute 57 hervorragende Namen. Seinen Höhepunkt hatte es in Sebastian, dieser vorbildlichen Verschmelzung künstlerischen und

\*) Wir entnehmen diese Ausführungen dem soeben erschienenen 512. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“: Geistige Veranlagung und Vererbung. Von Dr. phil. et med. Georg Sommer. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. 1916. Gebestet M. 1.—, gebunden M. 25.), in dem der Verfasser unter Heranziehung eines großen Tatsachenmaterials und zahlreicher, dem Leben namentlich bedeutender Männer und Frauen entnommener Beispiele das wichtige Problem behandelt, ob und inwieweit eine Vererbung auch der geistigen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften stattfindet.

ethischen Höchstwertes. Seb. Bach ist zweimal mit Frauen aus musikalischen Familien verheiratet gewesen und hatte — die größte Seltenheit bei einem Genie! — zahlreiche hochbegabte Söhne, Erben seines Talentes: 1730 schreibt Bach von seiner Kinderzucht „Ins-gesamt aber sind sie geborene Musiker“.

Als besonders lehrreiches Beispiel für unser Thema erscheint die Dichtergestalt Grillparzers. Ganz von selbst kommen bei ihr sämtliche Gesichtspunkte noch einmal abschließend zur Sprache.

Ungleiche psychische Konstitution der Eltern: der Vater ein kaltherziger, übergenauer Jurist; die Mutter eine überempfindsame, phantasievolle, musikalische, krankhaft-verlegbare Pflanze. Endet durch Selbstmord.

Kräftigkeit und Gesundheit der psychischen Konstitution; von Grillparzers drei Brüdern war einer paranoisch, einer ein Verschwender, der dritte endete durch Selbstmord. Der Hochbegabte war also gerade der am wenigsten pathologische.

Fehlen eines Schlussteinens im Bau seiner Pflanze, und zwar eines ethischen Bestandteils: der Entschlußfähigkeit. Grillparzer war geneigt, sich von Hemmungen überwältigen zu lassen. Es ist bezeichnend, wie dieser Mangel bei seiner Begegnung mit der genialen Vollnatur Goethe hervortrat: von diesem mit Ehren empfangen und zu wiederholtem Besuch eingeladen, reiste Grillparzer in der Befürchtung ab, dem längeren und intensiveren Zusammensein mit Goethe innerlich nicht gewachsen zu sein. Grillparzer trug sein ganzes Leben schwer an dieser Minus-Anlage. Grillparzer war für ein Dichtertalent frühreif.

Produktionspausen und Inspiration. Grillparzer konnte viele Monate als trockener Finanzbeamter umhergehen, bis ihn ein glückliches Motiv zu fast ununterbrochener, sofort formvollendeter Produktion an das Wort brachte. Parallelen dazu bietet die Geschichte der Talente in Fülle. Die normale Ermüdung ist hierbei nahezu ausgeschlossen, ein biologisch sehr bemerkenswerter Umstand. — Nebentalent: Grillparzer war ein leidenschaftlicher Musiker, was wohl ein Muttererbe war. Doppeltalente sind relativ häufig, es sei an Michelangelo, den Dichter, — Leonardo, den Mediziner, — Rubens, den Diplomaten, erinnert.

Grillparzer hatte nicht bloß keine Hochgaben, sondern überhaupt keine Nachkommen. Dabei war seine feingestimmte Pflanze zur Liebe geschaffen, wie die Beethoven's — bei beiden „kam es nicht dazu“, der Liebe Leid und Sehnsucht haben sie reichlich gelohnt. Ueber die Ehen der Talente wäre viel zu sagen. Schiller schloß seine Ehe, die ihn stark gefördert hat, Goethes Ehe wird erst bei eingehendem Studium verständlich und bleibt bedauerlich — weder der eine noch der andere hatte begabte Nachkommen.

Das ist, mit verschwindenden Ausnahmen, das Schicksal des Genies, es ist im besten Falle nach wenigen Generationen auch das des Talentes. Was bedeutet es nun, daß diese Höhepunkte erklimmen werden, im biologischen Sinne, was hat die gewaltige Schwingungsbreite der menschlichen Seelenfähigkeiten uns zu sagen?

Sie haben, festgehalten und verwertet in der Ueberslieferung und, das psychische Erbe in seinem tiefsten Wesen veredelt, ihren besonderen Sinn in der menschlichen Entwicklung, ihre gerichteten Ziele. Die Talente sind zugleich die Propheten, welche die fernsten Endpunkte dieser neuen Entwicklung ahnen und vorempfinden lassen, welche die Massen der Individuen diesen Zielen unmerklich entgegenreiben.

### Vermischtes.

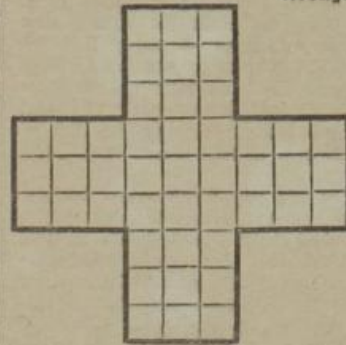
• Was eine Volksschullehrerin im Kriege erlebt. Eine Volksschullehrerin schreibt uns: Wahrhaft erschreckend ist es, zu sehen, wie unsere Volksschulkinder mit Leib und Seele den Krieg miterleben. Dabei haben sie doch unzweifelhaft unter den schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen so mancherlei zu leiden. Um so rührender ist daher die Opferwilligkeit, die sich bei jedem Anlasse zeigt, wenn es gilt, den geliebten Feldgrauen eine Freude zu machen. Da kommt z. B. neulich ein kleiner neun-jähriger Junge zu mir und fragt schüchtern, ob er nicht seinen Apfel in den Klassenschatz legen dürfte. „Wozu denn, mein Junge?“ „Ich bekomme jeden Tag einen Apfel mit. Wenn ich ein Dutzend zusammen habe, so könnte ich doch einem Soldaten ein Paket schicken.“ Ein andermal bringt ein kleines Mädchen 50 Pfennig mit, die es für Kuwäschen bekommen hat und sagt: „Für Schokolade für die Soldaten!“ Jede Klasse ist ausgeschmückt. An Tür und Wänden, ja, am Schrank, sind Bilder von unseren Soldaten, die von den Kindern selbst gespendet sind. Schon oft habe ich beobachtet, wie so ein nicht immer einwandfrei lauberes Pändchen lieblosend über „unseren Hindenburg“ streicht. Der Patriotismus der Kinder ist immer wach. Da gebe ich neulich in der Rechenstunde als angewandte Subtraktionsaufgabe folgenden Satz: „Ich gehe zu Wertheim mit einem Zwanzigmarskstück —“ Sofort schnell ein Finger in die Luft und eine vorwurfsvolle Stimme sagt: „Bitte, Schein!“ Niemals aber hängen die Augen der Schüler so an den Lippen der Lehrerin, wie in der Kriegsstunde, in der über die augenblickliche Stellung unserer Heere gesprochen wird.

„Wer steht vor Balona?“ frage ich neulich in der Knabenklasse. Walter meldet sich stürmisch und erklärt: „Das sind welche von der Ludarmee!“ Walter, du verwechselst das wohl mit der Kludarmee, die steht im Westen!“ Walter aber versteht gekränkt: „Es steht doch aber immer da in den Zeitungen: K. u. K. Armeel!“ Auch auf das Gebiet der hohen Politik wagt sich die leichtfüßige Rindlichkeit. „Wer ist Tirpitz?“ forsche ich nach, anlässlich des Rücktrittes unseres Großadmirals. Das ist der Oberste der Flotte,“ versteht ein Kind. „Er ist ähnlich wie Hindenburg“ und dann sagt das kleine Mädchen mit ganz groß fragenden Augen hinzu: „Ja, aber warum geht denn der Mann?“

• Der prophetische Londoner Bankier. Der Krieg, der alles verändert, ist auch auf die vielgerühmte Kühle des englischen Gemüts nicht ohne Einfluß geblieben. Während anfangs nur in Frankreich die mehr oder minder zweifelhafte Kunst mystischer Deutungen und Prophezeiungen gläubige Jünger fand, wurde im weiteren Verlauf der Ereignisse auch der kalte Geist der Briten von diesem Fieber angesteckt. Nun hat auch London seinen Kriegsprompheten, und der „Excelsior“ weiß hierzu Näheres zu berichten: Ein Offizier in London, der sich an die Front begeben wollte, stattete seinem Bankier, mit dem ihn eine persönliche Freundschaft verband, vor seiner Abreise im Herbst 1915 einen Abschiedsbesuch ab. „Sie werden nicht lange von England wegbleiben,“ bemerkte der Bankier; in kurzer Zeit werden Sie mit einer leichten Verwundung an der Hand zurückkehren.“ Und wirklich wurde der Offizier bereits nach wenigen Wochen an der rechten Hand verletzt. Als er sich nach der Heilung wieder von dem Bankier verabschiedete, sagte dieser: „Diesmal werden Sie länger Zeit im Felde sein, dann aber werden Sie ziemlich schwer am rechten Bein verwendet werden.“ Als der Offizier, der am rechten Bein von einem Geschosspitter getroffen wurde, zum zweitenmal nach London kam, fragte er den prophetischen Geldmann: „Da Sie mir meine Verwundungen so richtig voraussagten, werden Sie mir wohl auch verkünden können, wann der Krieg zu Ende sein wird?“ Worauf der Prophet erwiderte: „Der Krieg wird am 17. Juni 1916 beendet sein. Aber ich werde den Frieden nicht mehr erleben, da ich kurz nach Neujahr sterben werde.“ Und der Bankier starb auch wirklich am 2. Januar 1916. Seit seinem Tode spricht man in ganz London davon, daß der Krieg nur bis zum 17. Juni dauern werde. . . . Der „Gaulois“ aber, der dieses Geschichtchen jetzt wiedergibt, fügt mit unkreiwilliger Offenheit hinzu: „Also Gott sei Dank nur noch drei Monate!“

• Mehr Pöflichkeit — mehr Geld. Die geringe Bereitwilligkeit der französischen Bürger, ihre im Kriege so dringend vom Staate benötigten Steuern pünktlich und in der geforderten Höhe zu zahlen, veranlaßt das „Journal des Debats“ zu einem Vorschlag, der seiner Originalität halber wiedergegeben zu werden verdient. Vielleicht könnte die Unlust der Steuerzahler vermindert werden, so meint das Blatt, wenn man ihnen durch höflichere Abfassung der Zahlungsaufforderungen entgegenkommt! Zur Zeit des französischen Kaiserreichs z. B. war der Umschimmel von betrübender Liebenswürdigkeit. So wurde das Urteil der Galereenstrafe in den Satz „dem Kaiser als Sträfling dienen“ eingekleidet. Und eine Steueraufforderung hatte den Wortlaut: „Sie werden gebeten, es als angenehm zu empfinden, die nach dem Vordruck vom König angeordnete Steuererklärung abzugeben. Der König hat keineswegs die Absicht, Ihre Finanzen zu schwächen. Aber da seinen Geboten gehorcht werden muß, rate ich Ihnen, dies zu tun, um sowohl Ihnen, wie auch dem stets zu Ihren Diensten stehenden unterzeichneten Amte mühsame Unannehmlichkeiten zu ersparen.“

### Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben

a a a a b b c c o o h h h h  
h h i i i k k n n n n n o o p  
p r r r r s s s t t u u

derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

1. Männlichen Vornamen.
2. Ein Edelwild.
3. Altgriechisches Heiligtum.

Auflösung in nächster Nummer.

### Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

- |                                 |                 |
|---------------------------------|-----------------|
| Weiß.                           | Schwarz.        |
| 1. T c 4 — c 5 †                | T nimmt T.      |
| 2. T b — 4 b 7 †                | T nimmt L o b.  |
| 3. Bauer nimmt T                | c 6 — c 5.      |
| 4. D b 2 — b 4 †                | Bauer nimmt D † |
| 5. Bauer nimmt Bauer † und Mat. |                 |